

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 102 (2015)
Heft: 9: Umbauen = Transformation = Conversion

Rubrik: werk-material

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Erweiterungsbau des Collège de Belmont-sur-Lausanne von 2b architectes

Tibor Joanelly
Roger Frei (Bilder)

Ein Tartanbelag in den Farben der Caran d'Ache-Palette animiert zum Gebrauch der sachlichen Architektur.

Es sei eigentlich ein Glücksfall, dass die Planungszeit so lange gedauert hat, meint Philippe Béboux. Für das Lausanner Büro 2b architectes, das er zusammen mit Stephanie Bender führt, war der 2007 gewonnene Wettbewerb einer der ersten grösseren Aufträge, und seine Bearbeitung beschäftigte es konstant während der ganzen sieben Jahre bis zur Fertigstellung 2014. Ein Glücksfall war natürlich die gesicherte Auftragslage; glücklich gelungen ist nun auch der Bau, ganz nach der Rede vom guten Ding, das Weile haben will. Dass es so kam, ist der Geduld von Architekten wie Bauherrschaft zu verdanken, aber auch einem Konzept, das eine derart über die Zeit gedehnte Planung erst möglich gemacht hat.

Projet infini

Das Konzept ist schnell erklärt: Ein Betongitter bestimmt einen Baukörper, der quer zum Hang an eine bestehende Schulanalage anschliesst, sodass er deren Ebenen verbindet; Sportplatz und Turnhalle zuunterst, den Pausenplatz auf deren Dach in der Mitte und den Flur des Klassenzimmertrakts zuoberst. Die drei Ebenen fasst er zusammen in eine je nach Geschoss ein- oder zweibündige Erschliessungsfigur. Diese Ausgangslage ist seit dem Wettbewerb unverändert geblieben; Programmierung, Organisation und Form des Projekts haben sich während der Planung allerdings mehrmals verwandelt. Wenn der Bau heute als ein viergeschossiges Volumen 'mit Attika am Hang steht, so war er zwischenzeitlich auch mal fünfgeschossig, und auch einmal ohne Attika geplant; eine fünfgeschossige Disposition wäre etwa durch den zwischendurch verfolgten Wunsch der Bauherrschaft entstanden, im obersten Geschoss Alterswohnungen anzurichten. Im nun realisierten Bau sind zwei vermietete Wohnungen zuoberst, fünf Klassenzimmer, diverse Räume für Handarbeit, eine Mensa, ein Hort, ein Rhythmisal und Garderoben untergebracht. Weil während der langen

Das zeichenhafte Raumgitter ist akzentuiert durch wechselnd angeordnete Kastenfenster.



Planungszeit das Projekt verschiedene Zustände eingenommen hatte, und weil die jetzige Form des Baus nur einen möglichen solchen repräsentiert, spricht Stephanie Bender ironisierend von einem «nicht-fertigen Projekt».

Die eklektische Mischung von Funktionen entspricht durchaus der üblichen Programmierung in Schul- und Baukommissionen, bei der eine gesetzlich motivierte Schulhauserweiterung mit allerlei Begehrlichkeiten aufgeladen wird. Gesetzlich motiviert waren Wettbewerb und Raumprogramm durch die im Kanton Waadt geltende Auflage, allen Schulkindern eine Tagesschul-Struktur anzubieten sowie durch den Beitritt zum gesamtschweizerischen Konkordat zur Harmonisierung der obligatorischen Schule (einmal mehr: HarmoS). Waadt ist einer jener Kantone, dessen Schulsystem für HarmoS stark umgebaut werden musste: Die ursprüngliche Gliederung der obligatorischen Schulzeit in eine vierjährige Primar-

stufe (mit freiwilligem Kindergarten davor) und eine vierjährige Sekundarstufe wurde abgelöst durch ein System, bei dem die Primarstufe inklusive nun obligatorischen Kindergarten alle acht ersten Schuljahre umfasst, die Sekundarstufe nur noch die letzten drei. Die Konsequenz war, dass der Schulraumbedarf für die Primarstufe für die Kinder im Alter zwischen zehn und zwölf Jahren deutlich grösser geworden ist. – Die hierfür in Belmont-sur-Lausanne benötigten fünf Klassenzimmer finden sich nun im hier beschriebenen Bau.

Machine à émouvoir

In den Worten der Architekten ist er als Ergänzung der bestehenden Schulanlage eine *Machine à connecter*, und gleichzeitig ist er auch ein selbstbewusster und eigenständiger Trakt. Weil die Schulräume im bestehenden Bau aus den 1960er Jahren im oberen Teil der Anlage typischerweise von zwei Seiten her belichtet werden

und so gesamthaft über eine grössere Raumhöhe verfügen, konnte auch der Neubauteil von einer solchen profitieren (es sind 3,80 Meter). Für das Raumgitter heisst dies, dass sich bei einem horizontalen Raster von knapp 4,50 mal 4,50 Metern Raumproportionen ergeben, die auf einem fast ebenmässigen Würfel aufbauen. Das Gitter – und somit der Bau – erhielten so im Entwurf eine Eigengesetzlichkeit, die zwischen grosser Unbestimmtheit und starkem Systemzwang oszilliert. Im Gespräch erzählen die beiden Architekten von ihrer Faszination für den gut bekannten Comic *La Fièvre d'Urbicande* (*Das Fieber des Stadtplaners*) von François Schuiten und Benoît Peeters, in dem ein vermessener Architekt eine neue monströse, selbstwachsende Gitter-Stadt entwirft. Die Metapher bringt den Kampf der Planenden gegen das Wuchern der menschlichen Wünsche in apokalyptischer Konsequenz auf den Punkt. Trotz aller Beklemmung, welche Schuitens Zeichnun-



Die Gitterstruktur ist im Innern überall gegenwärtig. Mit Holz furnierte Einbauten und verspiegelte Flächen schaffen visuelle Ereignisse.

gen auslösen, offenbart das Gitter eine eigene, von geheimnisvollen Mächten angetriebene Schönheit ...

Diese Ambivalenz findet sich im Ausdruck des Baus von 2b architectes, wenn auch geähmt, und die Fiktion verbindet sich zugunsten eines einfachen wie ästhetischen Konzepts mit der Realität: Denn ähnlich wie bei vielen Bauten der Neuen Sachlichkeit, etwa wie bei den Brünner Funktionalisten, erscheint der Bau durch seine rationale Struktur zeichenhaft geprägt. Wegen verschiedener, unerwarteter Abweichungen aber – etwa mit dem Wechsel zwischen Ein- und Zweibündigkeit, den rhythmisch gegen das Gitter verschobenen Fenstern oder mit dem addierten Windschutz über der Terrasse – wirkt die Struktur nie dominant. Sie bleibt als Trägerin von Bedeutung neutral. Das Gebäude hat über sein Gitter nun zwar eine ganz konkrete, stark körperhafte Präsenz, es verweigert sich aber einer Ansprache über benennbare Bilder oder Zeichen. Zwischen Struktur und Abweichung wird eine leise ästhetische Spannung erzeugt. (Auch das wäre eine Maschine: nach Le Corbusier eine *machine à émouvoir*.)

Gerade die Fenster sind eigentliche Apparaturen – wörtlich und ästhetisch –, die in das Gitter eingelassen sind; Kastenelemente, die eine Festverglasung, einen schmalen, beweglichen Flügel, Vorhänge (von *Création Baumann*) als Sonnenschutz, und an der Süd- und Westseite eine zweite, mit dem Gitter aussen bündige Verglasung integrieren. Die Bereiche, hinter denen die Vorhänge versteckt werden, sind mit einem Siebdruck hinterlegt, sodass sich in ihnen die Umgebung stark spiegelt. Diese Flächen variieren in Breite und Anordnung. Alleine mit diesen zwei kompositorischen Massnahmen gelingt es den Architekten, die Fassaden rhythmisiert und lebendig wirken zu lassen, ohne dass sie je schematisch erscheinen.

Innerhalb dieser einfachen Konzeption aus Gitter und Füllung war es denn auch möglich, den dörflich-landschaftlich



geprägten Raum regelrecht in das Gebäude einzubeziehen – bildhaft über die Spiegelung und räumlich über einen offenen Bereich, der Schulweg und Pausenplatz (auf dem Turnhallendach) verbindet und von Grösse und Proportion her an einen überdeckten Marktplatz erinnert. In direkter Verbindung mit der Mensa, die auch von der Gemeinde genutzt und für Anlässe vermietet werden soll, hat dieser Ort das Zeug, eine wichtige öffentliche Rolle zu spielen.

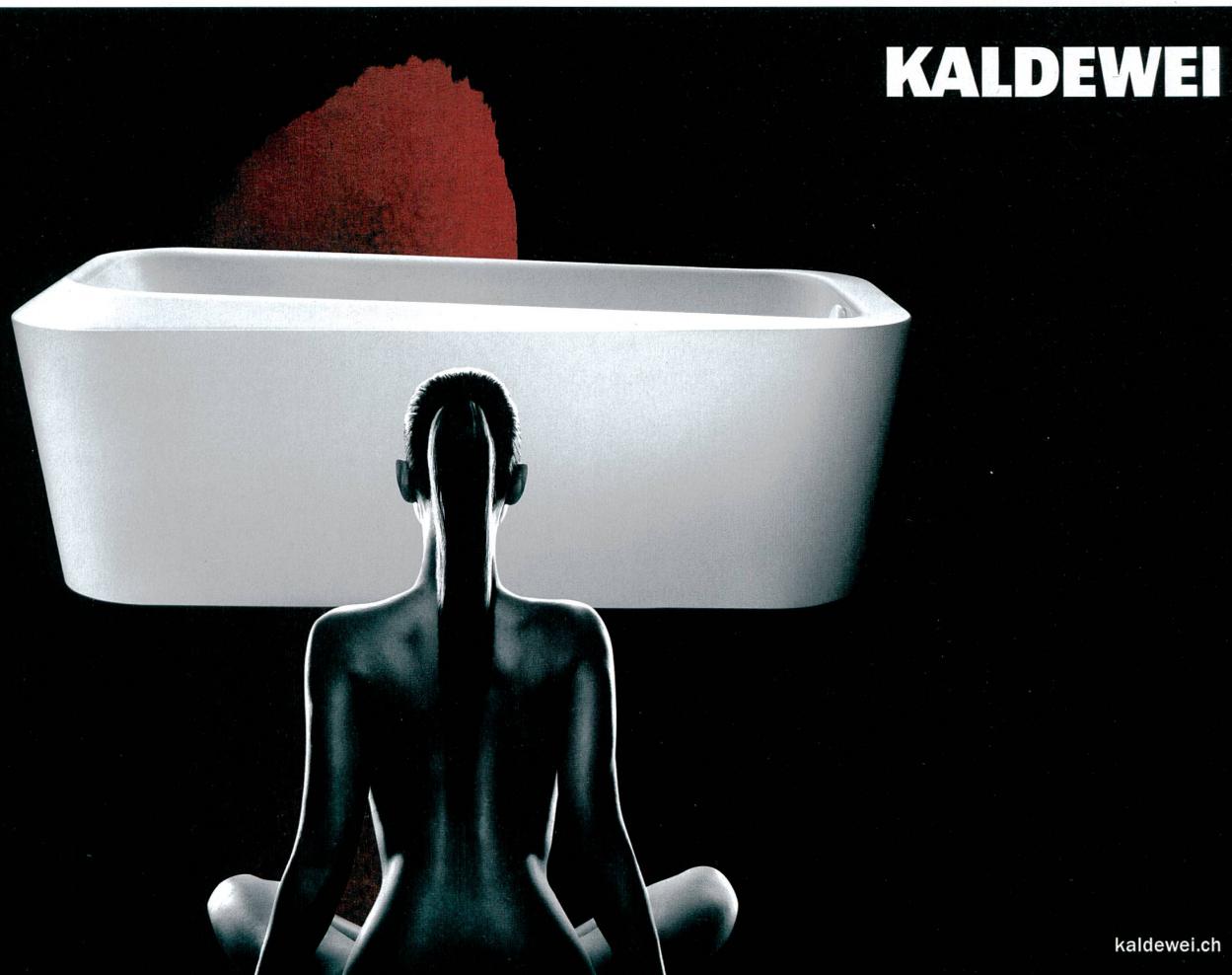
Caran d'Ache

Das rationale System bietet also Raum für mehr als formale Spielereien. Deutlich wird dies dort, wo die Architekten tatsächlich «herumspielten»: An der erwähnten Terrasse, die an das Turnhallendach anschliesst. Den Tartan-Belag gestalteten sie

mit einem Muster, das der recht freien grafischen Übersetzung eines Kinderlieds mit der Caran-d'Ache-Farbalette entspricht (das Budget sah keine Kunst am Bau vor). Es kontrastiert farblich zum Betongitter. Gemäss einer wundersamen Anziehungskraft wird die bunte Topografie zwischen den Oblichtern von Schülern und Jugendlichen als Bewegungsspielplatz genutzt, auch ausserhalb der Unterrichtszeit.

Die oben erwähnte leise ästhetische Spannung zwischen Struktur und Abweichung prägt diesen Bau insofern durch und durch, als dass er zwar mit beträchtlichem Aufwand räumliche Attraktionen schafft, diese aber in das Ganze eingebunden sind und es nie dominieren. Im Innern leisten dies etwa die an den Wangen verspiegelte Treppe und der Raum, der sich in den unteren Geschossen ihr entlang entfaltet. Man

kann das Gebäude in seiner Gesamtwirkung als sachlich, als elastisch-weich, oder gar als sanft beschreiben – womit ich nochmals auf den Brünner Funktionalismus anspielen möchte. Hier wie dort entsteht die Poetik der Architektur zwischen dem klaren strukturellen System und den in dieses eingefügten Abweichungen – oder besser: Ereignissen, aus Liebe zu einem Material, zur von der Funktion oder Wirkung her gegebenen Form. Die besagte Treppe mit der überhohen Brüstung, der sorgfältig materialisierte Rhythmisal, der Spielplatz, der «Marktplatz», die Kastenfenster und die selbst entwickelte Signalerik bringen in das starre Gitter soviel Elastizität und Leben wie nötig, damit das spröde Konzept eines dem Projektierungsprozess stark unterworfenen «schwachen» Gebäudes eine lakonische Kraft entfalten kann. —





**Schulhauserweiterung
in Kerzers FR
von Cornelius Morscher**

Daniel Kurz
Dominique Uldry (Bilder)

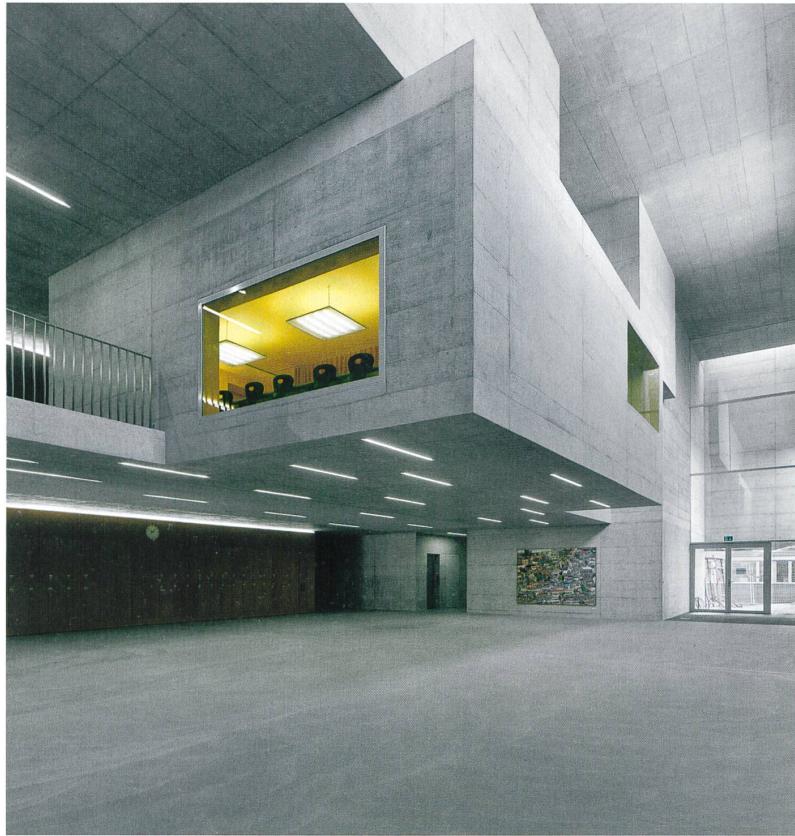
Am Rand des Grossen Mooses liegt der behäbig-ländliche Ortskern von Kerzers in einem engen Taleinschnitt, geschützt vor den hier einst häufigen Hochwassern. Auf dem Hügelplateau über dem Dorf, mit Blick auf die schweren Dächer der ländlichen Bauten des Dorfkerns, konzentrieren sich die öffentlichen Institutionen: Altersheim und Schule. Dazwischen bietet eine breite Vorfahrt Platz zur automobilen Anlieferung junger oder älterer Gemeindewohner.

Ausgeschlagen mit schimmernden Messingplatten kündet der neue Haupteingang von der Überraschung im Inneren der erweiterten Schule. Bild rechte Seite: Verspielt und theatralisch zugleich ragen Gruppenräume und Balkone in den hohen Raum des stützenfreien zentralen Foyers.

Die Gemeinde – Schnellzugshalt zwischen Bern und Neuchâtel und über die Autobahn gut erreichbar – ist in den letzten zwei Jahrzehnten stark gewachsen, und seit Jahren platzt die «Orientierungsschule», wie die Oberstufe hier genannt wird, aus allen Nähten. Im Wettbewerb 2006 ging es darum, die bestehende Schulanlage zu erweitern und instand zu setzen. Cornelius Morscher gewann ihn mit dem Vorschlag, den Neubau nicht wie vorgesehen als weiteren Baustein frei auf dem Pausenplatz am Westrand des Areals zu errichten, sondern ihn direkt an den Bestandebau anzudocken und zur Zufahrtsstrasse hin zu orientieren, wo er der Schule einen kraftvollen Auftritt gewährt.

Ein Theaterraum als Mitte

Der Neubau ragt hoch und mächtig aus dem schwach geneigten Abhang, die glatte Fassade aus Sichtbeton prägt seine



strenge und ein wenig abweisende Erscheinung. Sie ist nur durch die grossen, bandartigen Fensteröffnungen gegliedert und schliesst nahtlos an den niedrigeren Altbau an – dessen Hülle musste ohnehin saniert werden. Sie ist mit den gleichen Fensterformaten in die neue Betonhülle integriert. Die Nordseite des Neubaus ist eine einzige felsenartige, fensterlose Wand. Die beidseitigen Zugänge dagegen sprechen eine andere Sprache: Ausgeschlagen mit goldglänzenden Messingplatten schimmern sie, eingeschnitten in den Betonmonolith, aus dem Dunkel hervor wie das seidene Futter eines umgeschlagenen Mantels – und stimmen auf die Überraschung ein, die das Innere bietet. (Das Gold taucht immer wieder auf, wo das Innere nach aussen tritt: auch an den Fensterrahmen und den Sonnenstoren).

Die eigentliche Sensation dieser Schulerweiterung bietet das zentrale Foyer im

Inneren, das sich als kommunikative Mitte stützenfrei zwischen Neu- und Altbau schiebt und in einen drei Geschosse hohen, lichten Raum von imposanter Theatralik mündet, den ein grosses Fensterband im zweiten Obergeschoss indirekt beleuchtet. Dieser Raum spannt sich als tiefe Schlucht zwischen Alt und Neu, begleitet von Treppen und Balkonen. Von oben schieben sich die Betonkuben der Gruppenräume, von der Decke abgehängt, in den hohen Raum: ein diszipliniertes Spiel von Volumen und Raum, Masse und Leere, Licht und Dunkel. Man ist an die Balkone und Logen eines Opernsaals erinnert, die Raumstimmung evoziert den heiteren Ernst des kindlichen Spiels.

Die abgehängten Gruppenräume bilden als gemeinschaftliche Zonen die räumliche und funktionale Mitte der neuen Schule, vom Kranz der Klassenzimmer getrennt durch die bewegt geführten Korri-

dore, die wie die Gassen und Plätze in einem Dorf erscheinen: einmal dunkel und schmal, dann wieder offen zur hohen Halle oder punktuell ausgeleuchtet durch zurückhaltend gesetzte Oblichter. Das Grau des robusten Sichtbetons bestimmt den Charakter dieser Zonen. Kräftige Farbakzente finden sich im Inneren der höhlenartigen, gemeinschaftlichen Räume: ein tiefes Rot in der Aula des Altbau, ein warmer Blauton in den WCs, Senfgelb in den Gruppenräumen.

Werkstätten für den Unterricht

Eine Schicht von Schränken und Einbauten aus feuerfesten MDF-Platten in gebrochenem Rosa trennt die offenen Bereiche von den Klassenzimmern, die sich als äusserer Kranz um die zentrale Halle legen. Sie sind als sachliche Werkstatträume ausgelegt, wie Pädagogen sie mögen: eingefasst mit einer weiss lasierten Schicht akustisch wirksamer Spanplatten, die von den Schülern und Lehrpersonen als Pinwand mit Wochenplänen, Zeichnungen und Unterrichtsmaterialien bespielt werden. Die nackten Betondecken erlauben die thermische Aktivierung, zusammen mit dem neutralen Bodenbelag sorgen sie für optische Ruhe. Diese aus wenigen gestalterischen Regeln abgeleiteten Massnahmen kommen im Altbau ebenso wie in der Erweiterung zur Anwendung, und auch die Räume der Bibliothek und der Schulleitung im Erdgeschoss sind im Interesse einer flexiblen Nutzung in der gleichen Weise ausgeführt.

Der Berner Architekt Cornelius Morscher – sein Vater Reinhart Morscher gestaltete 1973–76 die Zeitschrift *Werk* im wilden Stil der Achtundsechziger – engagiert sich gerne im Bau von Schulhäusern und anderen öffentlichen Bauten, deren unmittelbarer Nutzen auf der Hand liegt. Eine robuste Ausführung geht Hand in Hand mit der Freude an der Inszenierung, zu der ihm Bauten wie etwa die Beobachtungsstation im Berner Tierpark Dählhölzli (2013) oder der Umbau einer Kirche zu Wohnungen (2014) Gelegenheit gaben. —